

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

## **Sängerkrieg in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1882**

X. Der dritte Sommer. Aufenthalt in Innsbruck. Freiherr Josef von  
Giovanelli

## X.

## Der dritte Sommer.

Aufenthalt in Innsbruck. Freiherr Josef von Giovanelli.

Nun war der Winter wieder vergangen und der Frühling gekommen, mein Buch aber wieder nicht fertig geworden, weil ich zu viele Motria, zuerst die Urbewohner Rhätiens, zuletzt noch die besagten Sprachgrenzen, in meine Arbeit hereingezogen hatte. Als nun der Mai sich näherte, dachte ich am Ende meine Aufgabe in Tirol eben so gut oder besser als am Fjarstrand vollenden zu können, rüstete mich und war am ersten des Wonnemonds 1844 in Innsbruck. Das war der Anfang des dritten Sommers in Tirol.

Die Aufnahme in der Landeshauptstadt war sehr freundlich, die Unterhaltung durch die letzten Vorkommnisse genährt und belebt. Professor Albert Jäger, den ich zweimal vergeblich aufgesucht, kam dann, den Besuch erwidern, zu mir und „ich lernte ihn also kennen, den Kühnen, der es gewagt, hier in Innsbruck gegen die

Jesuiten aufzutreten — ein freundlicher, liebenswürdiger Mann!“ Sehr lebendigen Verkehr pflog ich, wie sich von selbst versteht, mit den früher genannten Freunden, zumal mit Dr. Schuler. Mit letzterem gieng ich einst auf der Straße, als der Freiherr Josef von Giovanelli, Kanzler des Merkantilgerichtes zu Bozen, des Weges kam, der Freund des berühmten Görres, der Hort und Vorkämpfer des alten Glaubens und der alten Freiheiten. „Er ist,“ schrieb ich damals in mein Tagebuch, „ein dicker, behaglicher Herr, mit gutmüthigem Gesichte und schlottrigem Gange — sehr bürgerlich in seinem Wesen. Schuler erzählt von ihm, er spreche sehr gut und daher seine große Gewalt über die Stände (den Landtag oder die Landschaft), unter denen sonst kein Redner, so daß die meisten nie etwas sprechen, sondern nur mit „Auch so!“ votiren. Er fange unscheinbar an, leise, ungemein faßlich, und fahre dann fort, immer bedeutender, immer größer, zuweilen nicht ohne dichterischen Schwung. Die geistlichen Herren hat er völlig in seiner Gewalt, die anderen hat er eingeschüchtert. Wenn er heute vorschlagen würde, die ganze Landschaft solle mit einem Stricke um den Hals nach Maria Einsiedeln wallfahrten, es würde keiner widersprechen. Gegenwärtig beklagt er sich bitter, daß man ihm überall entgegentrete, daß man ihm eine Opposition geschaffen habe, was wohl die Belohnung für seine vieljährigen Dienste sei, und dabei droht er, sich ganz zurückzuziehen. Sehr Viele hoffen, daß er seinem Vaterlande dieses Opfer auch noch bringen werde. Den Freunden

angenehmer Dunkelheit scheint er dagegen das dickste Parafol gegen jeden Lichtstrahl. Sonst ist er namentlich der Leiter sowohl der tirolischen Ekstase, als auch der diabolischen Phänomene. Bei ihm laufen alle die dämonischen Fäden zusammen, die sich mehr und mehr in dem Lande anspinnen. Kein Teufel erscheint in Tirol, der nicht zuerst an Herrn von Giovanelli seinen väterlichen Freund und Gönner fände, aber er würde sich sehr täuschen, der Teufel nämlich, wenn er auf lange Dauer dieses Verhältnisses rechnen wollte. Der Kanzler spielt mit ihm nur, wie die Kage mit dem Mäuschen. Vor Allem wird gesorgt, daß sein Erscheinen dem hohen Adel, dem Bürger und Bauer gebührend angezeigt, allwärts verkündet und seinem Walten die nächsten Hindernisse aus dem Wege geräumt werden, damit jeder Christenmensch selber sehe, was für ein nichtsnutziges Scheusal der Teufel eigentlich sei. Dann aber, wenn er sich in seiner vollen Verworfenheit gezeigt, ist die Freundschaft aus und der frühere Günstling muß sich schonungslos exorcisiren lassen.“

„Ein Mädchen zu Hall, in einem Hause, das auf dem Wege nach Heiligkreuz liegt, bis dahin klug und fromm, legte plötzlich alle Anzeichen dämonischer Befessenheit an den Tag. Man hörte eine rauhe Stimme aus ihrem Halse, sie schnellte sich empor, wand sich in unbegreiflichen Krümmungen und fuhr an den Wänden hinauf. Sie wurde exorcisirt, aber ohne Wirkung. Als sie gestorben, wurde die Sektion, die der hochwürdige Alerus in solchen Fällen sehr ungern zugibt, mit großer

Mühe erlangt und da fand sich denn die eine Hälfte des Gehirns in Eiterung und in den Eingeweiden ein Ruäuel von Würmern, unauflösbar, mehrere hundert an der Zahl. Für die Unbefangenen war der Zustand nun erklärt — die anderen aber sahen gerade in den Würmern den oder die Teufel und fanden auch darin eine Bestätigung des Wortes, daß deren Zahl Legion sei, denn obgleich da mehrere Hunderte beisammen waren, so hatte man doch zu dieser Zeit nirgends im Lande einen Abgang verspürt.“

Diesem tirolischen Freiherrn, der jetzt schon so oft durch diese Blätter gewandelt, dürfen aber hier wohl noch einige Worte gewidmet werden.

Die Giovanelli stammen, wie uns Staffler versichert, aus der Stadt Mailand und kamen im Jahre 1550 nach Tirol, als einer derselben den Edelsitz Gerstburg bei Bozen käuflich an sich brachte. Ein späterer Nachkömmling, Namens Josef, geboren 1750, erwarb sich Anno Neune hohe Verdienste um das Haus Oesterreich und leuchtete damals durch edle Opferfreudigkeit allen seinen Landsleuten voran. Er war, so zu sagen, der Banquier der Revolution, betrieb aber sein Geschäft mit großer Uneigennützigkeit und hat sicherlich nichts dabei profitirt. Staffler verzeichnet mit patriotischer Wärme seine rühmlichen Handlungen, erwähnt, daß er am 19. November 1812 aus diesem Leben geschieden, ohne von dem erhofften Umschwung der Dinge mehr als den Brand von Moskau erlebt zu haben, und geht dann auf dessen gleichnamigen, hier gemeinten Sohn über, welcher am 12. April 1784

geboren, am 14. September 1845 gestorben, „wegen seiner hohen Talente, gründlicher Gelehrsamkeit und umfassender Vaterlandskenntnisse“ ehrenvoll bekannt und zufolge allerhöchster Entschliessung vom 16. August 1838 taxfrei in den Freiherrnstand erhoben worden sei. Bekannt ist, daß er 1809 zu dem unglücklichen Andreas Hofer in engster Freundschaft stand und zu dessen einflußreichsten Rathgebern gehörte. — Bei den hohen Herrn in Wien galt der Freiherr zu Bozen immerdar als der Getreueste unter den Getreuen und, nachdem die andern Heroen alle gestorben oder verschollen waren, als der Universalerbe von Anno Neun. Gut angesehen bei dem Kaiser und dem Hofe, weil man ihm großen Einfluß bei den Tirolern zutraute, war er hoch geachtet und gefürchtet bei den Landsleuten, weil man glaubte, er gelte alles zu Wien.

Es ist allgemein anerkannt, daß der Freiherr von Giovanelli mit bedeutenden Geistesgaben gesegnet war. Ebenso wurden seine häuslichen Tugenden, seine Menschenfreundlichkeit, seine Vaterlandsliebe — wie er diese auch verstehen mochte — viel gerühmt. Seine politischen Anschauungen hatten dagegen in jenen Kreisen, mit denen ich verkehrte, keine Anhänger. Man behauptete, er schwärme eigentlich nur für das alte Tirol, wie es vor dem Jahre 1806 gewesen, „und nicht anders“; er sei der ganzen Gegenwart und jedem Fortschritt spinnefeind. Unter den Fremden, die allmählich in das Land zu ziehen begannen, waren ihm nur die Ultramontanen, die Mystiker willkommen, die andern, zumal die „Lutherischen,“ sehr unan-

genehm. Allgemein legte man ihm zur Last, daß er die Zillertaler hinaus und die Jesuiten hereingebracht habe, wogegen ihn aber einer seiner Söhne vorletztes Jahr im Tirolerboten — etwas spät — zu vertheidigen suchte. An dem jungen Tirol hatte er also auch sehr wenig Gefallen. Schon als die oben besprochenen „Alpenblumen“ erschienen waren, schrieb Beda Weber, Meran, den 9. Oktober 1827, wie das „Literaturblatt“ 1. 119 mittheilt, an Johannes Schuler:

„Giovannelli, das B\*\*\* in Bozen, ist ganz fürchterlich auf unseren Almanach losgebrochen und schickt vor wenigen Tagen einen stolzen Pfaffen nach Meran, laut beim Superior zu klagen über meine und Pius' Theilnahme; die Tendenz desselben sei verrucht und gotteslästerlich. Dein „Liebeswahnsinn“ wirke zerstörend ins Leben ein; ich hätte eine nicht viel bessere Tendenz und sei heillos, mein „Weinlied“ und „die Liebe“ seien monströs verwegend. Und so thiermässig weiter. — — — Ich habe mit ihm auf Leben und Tod gebrochen und will mit ihm weiter nichts zu thun haben.“

Doch — das gab sich wieder, wie die oben mitgetheilten Briefe klärllich darthun. Sie wurden stellenweise ganz Freunde, obgleich sie wenig Sympathie für einander hatten. Beda Weber wußte dem hohen Gönner mitunter verschiedene angenehme Seiten abzugewinnen und besua sein gastliches Haus, wenn sie nicht gerade zerfallen war; so oft er nach Bozen kam. Er schimpfte nach seiner Weise bei dem alten Herrn über dessen Gegner und

dessen Gegnern über den alten Herrn. So konnte er da und dort aus seiner „Gefinnungstüchtigkeit“ Kapital schlagen.

Es ist begreiflich, daß der alte Herr auch bei den jungen Leuten nur wenig beliebt war. Er galt ihnen allgemein als ein gefährlicher Bau-wau, als ein Organ der „unaufsichtlichen Aufsicht,“ das es für seine Pflicht erachte, all ihr Sinnen und Trachten zu überwachen und geeigneten Orts zur Kenntniß zu bringen. Selbst J. Schuler nannte ihn gern den Großinquisitor. In dieser Beziehung war er aber gewiß besser als sein Ruf. Dagegen scheint ziemlich sicher, daß in seinem Blauderstübchen damals der Trättsch von ganz Tirol zusammenraun, um sich von da in vermehrter, doch nicht verbesserter Auflage wieder über Stadt und Land zu ergießen.

Am neunten Mai sagt das Tagebuch:

„Ich komme soeben aus der Sitzung der Generalversammlung des Museums. Zuerst ward der Rechenschaftsbericht mitgetheilt und dann verlas der Gouverneur eine Rede. In dieser gieng es nun — und das überraschte alle, so daß man sich erstaunt ansah — über jene Verdächtigungen her, welche in neuerer Zeit gegen das Ferdinandeum verbreitet worden.\* Der Redner hob unter Anderem hervor, wie gewisse Leute an dem wissenschaftlichen Vortrag vom 8. März Anstoß genommen, der doch

---

\* Zunächst war die Postzeitung vom 21. April gemeint. Siehe oben S. 199.

zum größten Theile aus dem bischöflichen Geschichtschreiber Sinnacher gezogen sei; wie diese Leute, die sich so breit machten, ihre Unwissenheit lieber nicht hätten kundgeben sollen; wie man dabei vergesse, daß man hiemit auch ihn angreife u. s. w. Die Ausführung war ziemlich lange und ziemlich herbe. Dann kam der Redner auf die „Boetischen Regungen“ und die Entgegnung darauf. Diese letztere wurde wegen ihres leidenschaftlichen Tones bitter getadelt und dabei bemerkt, es komme ja nicht viel darauf an, wenn sich ein obskurer Dichter selbst Lorbeerkränze auf das Haupt lege. Dem Auslande gegenüber habe sich Tirol bei diesem Vorfalle nur bloßgestellt.

Der Anklang, den der Vortrag fand, war sehr groß; man bezeichnet nur zwei Leute, Herrn von Giovanelli zu Bozen und den Vaudirektor Grafen Reisch, die darüber — aber bedeutend — verstimmt sein würden.“

Diese Allocution des Gouverneurs erregte bei der schon obwaltenden Spannung großes Aufsehen im ganzen Lande, welchem sie der Tirolerbote gewissenhaft mittheilte.

Am selben Tage war ich mit Professor Klir, Dr. Schuler und Dr. Stotter beim Gouverneur zu Tisch geladen. Professor Jäger, als sein Hausgenosse, theilte unser Vergnügen. Die Unterredung drehte sich zumeist um den heutigen Vortrag und wir werden schwerlich unterlassen haben, den Redner unsers unbedingten Beifalls zu versichern.

Graf Clemens Brandis war ein wohlwollender feiner Mann, ja sogar ein Geschichtschreiber, der sein Tirol und

Borarlberg damals nach Metternich'schem Recepte ganz leidlich gubernirte. Den Stürmen des Jahres Achtundvierzig war er aber nicht gewachsen und so kam es, daß er nach kurzer Frist dem Altkaiser Ferdinand in Prag als Obersthofmeister beigegeben wurde. Er blieb in dieser Würde bis zu seinem Tode. Adolf Pichler sah ihn 1845 in Wien und schrieb von ihm: „Ich fand ihn auch jetzt wieder als einen vielseitig gebildeten, an das Wohl der Heimat aufrichtig denkenden Mann.“

Als wir abgefpeißt und uns bedankt hatten, giengen wir andern nach Ambras, dem berühmten Schlosse eine Stunde von Innsbruck. Wir zogen eigentlich den Studenten nach, welche dort ein Viederfest feierten, und traten in eine große Halle, wo die jungen Leute sangen. Plötzlich steht so ein Schreihals auf und bringt gleich verschiedene Gesundheiten aus, die erste dem Professor Jäger, der mit wenigen Worten erwiderte, die zweite mir, „dem Freunde Tirols“, die dritte den Herren Schuler und Stotter, welche sich gar nichts Mündliches abgewinnen ließen. Ich dagegen glaubte, erwidern zu sollen, und sagte, wenn ich mir um Tirol vielleicht ein kleines Verdienst erworben, so hänge dies jedenfalls an einer sehr fernem Vergangenheit, an der rhätischen Urzeit, allein mein Herz schlage auch für unsre Tage, die so viel versprächen, und ich bringe daher ein Hoch aus auf die Jugend von Tirol.

Damals waren wir Altbaiern an öffentliche Reden noch gar nicht gewohnt. Die Trinksprüche bei feierlichen

Gelegenheiten wurden gewöhnlich gelesen — am liebsten ganz vernieden. Als 1847 die Schwurgerichte eingeführt wurden, fragten viele: „Ja, was thun denn wir mit dieser Anstalt? es kann ja niemand reden bei uns?“ Diese Besorgniß ist aber glücklich beseitigt, denn es wird jetzt vor den Münchner Gerichten eben so viel und wohl auch eben so gut gesprochen wie anderswo. Was mich betrifft, so war aber jener Spruch zu Ambras meine Jungfernrede, wenigstens der erste Spruch, den ich öffentlich vor einer größeren Versammlung wagte. Ich war auch bescheiden genug, in meinem Tagebuch zu vermerken, daß ich ihn „schlecht und verlegen“ vorgebracht. Seitdem ist es mir mitunter besser gelungen. Vielleicht habe ich mich aber an jene Ambraser Leistung erinnert, als ich vor drei Jahren im weißen Lamm zu Klausen dem Wiener Maler \*\* einen guten Rath gab. Wir andern, Ignaz Zingerle, Julius Jung und solche Leute, hatten nämlich einen Geburts- oder Jahrestag zu feiern und schon mehrere anspruchslöse, aber heitre Toaste ausgebracht, als der Maler heran kam und sagte: „Malen kann ich schon, aber reden kann ich nicht. Wenn ichs nur auch den Herren gleich thun könnte!“ — „I, nichts leichter als das! man braucht anfangs nur den Muth, sich ein halb Duzend Mal zu blamiren“ — „Und wenns dann noch nicht geht?“ — „Dann fängt man eben wieder von vorne an.“